

Hans Bergel



Wenn die Adler
kommen

Roman

Hans Bergel
Wenn die Adler kommen

Band 1 der Trilogie „Finale“

Hans Bergel

Wenn die Adler kommen

Roman

EDITION
Noack 
Block

Umschlagabbildung: pygargue à queue blanche © wojciech nowak – Fotolia.com

Copyright der deutschen Erstausgabe © bei Langen Müller
1. Auflage 1996

ISBN 978-3-86813-028-7

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2015. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

*Steckt noch ein Körnchen Sinn,
ein Gran Bedeutung in der Bagage,
die ich beschreibe?*

Friedrich Dürrenmatt

Inhalt

I. KAPITEL

Der Zwergvater, die sieben Goliathsöhne
und der Hirtensommer in den wilden Südkarpaten

11

II. KAPITEL

Die uralte Heimkehr aus dem Krieg mit der Brotkruste
und der Tapferkeitsmedaille in der zerrissenen Hosentasche

44

III. KAPITEL

Die historisch fruchtbaren Brüste der Semiramida Cariowanda,
der blonde Bär und der Tod im Wald der ewigen Schöpfung

54

IV. KAPITEL

Der Höhlenmönch mit Namen Vater Evghenie
und die Speisekammer in der Heiligen Schrift

81

V. KAPITEL

Die Nachtigall am norditalienischen Piave
und die Nachtigall in der ostsiebenbürgischen Hargita

109

VI. KAPITEL

Der Amerikafahrer Thomas Hardt mit dem rätselhaften,
verwegenen Lächeln in den hellen Wäldern

127

VII. KAPITEL

Das Nibelungenspiel, der alte Rabbiner
und der allgegenwärtige Gott

137

VIII. KAPITEL

Das Gartenfest der vielen Völker unter dem Gravensteiner,
der Mann, der keinen Krieg will,
und die antiken Kampfhunde

150

IX. KAPITEL

Der Brand unter dem Königstein, bei dem es keinen Himmel
und keine Erde, bei dem es nur das Weltenfeuer gab

174

X. KAPITEL

Die meerüberspringenden sibirischen Stürme
und die beethovenschen Landschaften des Abschieds

194

XI. KAPITEL

Ein König gibt sich handschriftlich die Ehre,
ein Rebell wendet sich von der alten Hure Europa ab

220

XII. KAPITEL

Die Scharfrichter, die christliche Henkerei
und Goethes souveräner Geist

243

XIII. KAPITEL

Das Schloß unter den Karpatengipfeln
und der geschnitzte Bärenkopf, vor dem der König erschrickt
264

XIV. KAPITEL

Jagt ihn, er denkt! Schlagt ihn tot, er denkt!
Kreuzigt ihn, er denkt! Wehe dem, der denkt!
289

XV. KAPITEL

Das Bettgespräch der Großeltern, die törichte Erwartung
der Völker und die rote Täterfaust
300

XVI. KAPITEL

Über die schlichte Arglosigkeit der Heilhitlergrüßer,
Bericht über eine Massenerdrosselung
und über die Barbarei der Gedankenlosigkeit
322

XVII. KAPITEL

Vater Evghenies unheimliche Reiseerinnerungen,
die Ernte des Todes und das Ende des Sommers
343

I. KAPITEL

Der Zwergvater, die sieben Goliathsöhne und der Hirtensommer in den wilden Südkarpaten

Alle Jahre wieder kam es zur »großen Familiensuche«, wie Tante Elisabeth mit zornbebender Stimme den Vorgang nannte. Und alle Jahre wieder waren meine Eltern, Großeltern, Tanten, Onkel, dazu einige ihrer zahlreichen Freunde und Bekannten entschlossen, mich zu suchen, zu finden und gebändigt in die Zivilisation zurückzuführen. Im übrigen hatte Tante Elisabeths Zorn nichts mit mir zu tun. Ich wußte das. Ihr Verlobter, ein betuchter Mann, der in der Vorstellung lebte, für Geld alles haben zu können, verschob die Heirat seit Jahren. Niemand ahnte, daß sein Irrtum in einer Tragödie enden würde.

Die »große Familiensuche« wiederholte sich in jedem September. Es begann freilich schon zum Sommerbeginn, wenn ich am ersten Tag nach Schuljahresschluß meiner Mutter solange in den Ohren lag, bis sie mir erlaubte, mich zusammen mit ihrem Vater, meinem Hardt-Großvater, ins Malaeschter Tal in den Südkarpaten aufzumachen. Der damals etwas über sechzigjährige Großvater mischte sich nicht ein. Meldete ich ihm jedoch den Verhandlungserfolg, zwinkerte er mir zu und sagte in seiner trockenen Art: »Also dann – auf nach Malaescht.«

Dort hielt er seine in zwei Herden aufgeteilten anderthalbtausend Karakul- und Merinoschafe, die größere in der Obhut einiger rumänischer Hirten aus einem einsamen Berggehöft bei Fundata im benachbarten Königsteingebiet, Vater und sieben Söhne. Der Vater hieß Bade Licu, was ungefähr »Onkel Licu« bedeutet. Er war klein, dünn und von leicht zur Seite gekrümmter Gestalt. Die Söhne waren hochgewachsen, bärenstark und verwegen. Wer den winzigen Vater neben den sieben Hünen sah, schüttelte fassungslos den Kopf. Denn niemand hatte eine Erklärung dafür, wie dem gegerbten Männchen die Schar baumlanger Kerle hatte entspriessen können.

So weit die Hochalmen auf den zerklüfteten Bergstöcken zwischen dem Predeal-Paß im Osten und dem Törzburger-Paß im Westen reichten, war Bade Licu bei den Schafhaltern und Wollhändlern als zuverlässiger Senn gerühmt. Ordnennd vorausdenkender Sinn hatte ihn denn auch bewogen, seine Söhne – drei Zwillingspaare und ein Einzelgänger – in der Reihenfolge der Geburt dem Alphabet nach zu taufen. Die Namen auf der letzten Silbe betont, hießen sie Aron, Bogdan, Constantin, Dragomir, Emil, Filip und Gordan. Aron und Bogdan, vom Gleichmut des Vaters, waren breitgesichtig, schwarzlockig und hatten feingliedrige Hände. Die dunkelbraunen Constantin und Dragomir waren schnell und kaltblütig, die hellblonden Emil und Filip hingegen fröhlich und hitzköpfig. Obwohl mit fünfzehn Jahren der jüngste, hatte Gordan die Wucht der Brüder, ja es sah aus, als ströme ihm auch der Lebenssaft des lediglich aus Versehen nicht geborenen Zwillingbruders durch die Adern. Er war wortkarg, wirkte finster und hatte Augen von der Farbe eines Gletschensees. Bei den Bergbauern unter dem Butschetsch und Königstein hieß es, die sieben, die der stutzbärtige Abt Dionisie Atanasiu von den Skitu-Höhlenklöstern »die Prätorianer« getauft hatte, hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Nach einem sonntäglichen Dorftanz wegen einer Schönen in eine Schlägerei verwickelt, hatten sie die ganze Burschenschar von Alt-Tohan in die Flucht geschlagen – jeder einen der Angreifer an Genick und Hosenboden hochgehoben, sollen sie niedergemäht haben, was sich ihnen entgegenstellte. Dabei, so erzählten sich die Leute, habe Bogdan seinem Zwillingbruder zugerufen: »He, Aron, brauchst du noch einen?« und ihm den Nächststehenden zugeworfen. Bade Licu stand seit Jahren als Obersenn im Dienst meines Großvaters, der im Unterschied zu seinen deutschen Landsleuten, die hier als Bauern, Handwerker und Kaufleute neben Ungarn, Rumänen, Juden und Zigeunern lebten, lieber Schafe und Pferde züchtete, mit Holz handelte, Wälder kaufte und verkaufte, Sägemühlen betrieb und vor allem viel lieber unterwegs war, als einem ruhigen Einkommen nachzugehen.

Wir wohnten in Rosenau. Das ist eine am Südrand der transylvanischen, der siebenbürgischen Hochebene unmittelbar unter den Karpaten gelegene Marktgemeinde, damals durch ausgedehnte Wald- und Feldwirtschaft wohlhabend und als Luftkurort weit hin bekannt. Während der Sommermonate wurde der Ort von Bukarester, Jassyer und Kronstädter Hautevolee aus Künstler-, Gelehrten-, Politiker- und Großunternehmerkreisen ebenso aufgesucht und belebt wie von den uniformierten Pfadfindern aus aller Herren Länder, die alljährlich zu ihrem Zeltlagertreffen, der »Jamboree«, im Burggrund zusammenkamen. Das alles gab dem Ort von Juni bis Oktober städtische Buntheit und Bewegtheit, und Großvater machte die Bekanntschaft bald eines pensionierten Armeegenerals, bald eines alten Operndirigenten oder eines berühmten Pflanzenforschers, den er zu sich einlud und auch in mein Elternhaus brachte.

Die blaugrau emporragende Masse des Butschetschgebirges beherrscht dort das Landschaftsbild. Von drei Plätzen des elterlichen Anwesens aus sah ich das Gebirge. Ich suchte sie immer dann auf, wenn ich allein sein wollte. Am liebsten hielt ich mich in der Krone des größten und ältesten Apfelbaums im weiträumigen Obstgarten auf, eines Gravensteiners, der in der Familie den Namen »der Philosoph« trug. Doch auch der First des kleinen Pavillons, den ich über die Äste des danebenstehenden Jonathanapfelbaums erreichte, diente mir als Rückzugsstätte und ebenso die Fensterluke im Dach des hallenartigen Trockenbodens über dem auf beiden Seiten des Hofes angelegten Wohnhauses, in dem es nicht weniger als sechzehn Zimmer gab. Von allen drei Stellen aus, die meine Schwester Maria spöttisch »die Plätze der eremitischen Einsamkeit« nannte, sah ich den Gebirgsstock mit dem zweitausendfünfhundert Meter hohen Gipfel Omu – was nichts anderes heißt als »der Mensch« – so nahe vor mir, als erhöbe er sich gleich hinter den Obstbäumen in der äußersten Gartenecke.

Der Weg bis zum Anstieg ins Malaeschter Gletschertal führte aus der Ortsmitte, wo die Deutschen in ihren gewichtigen Höfen lebten, durch das bergwärts gelegene rumänische Randviertel mit

den kleineren Häusern, danach an einigen Zigeunerhütten aus Lehm vorbei über eine Holzbrücke auf die von Schweden gebaute Steinstraße ins Große Weidenbachtal hinein. Buchen-, Eichen- und Lindenwald, in den sich nach und nach Rottannen und Eiben mischten, bedeckten beide Talflanken, die sich immer näher an die Straße schoben, je tiefer wir in die Vorberge hineinfuhren. Auf der glatten, in der Sonne gelblich leuchtenden Straße waren etwas über fünf Kilometer zurückzulegen. Wir fuhren jedesmal mit der zweirädrigen Jagdkutsche, vor die Betyar gespannt war, ein ungebärdiger Goldfuchs, den Großvater zusammen mit Pista-Baczi, seinem ungarischen Freund, gezüchtet hatte.

Mein Großvater war ein Mann, der kein Alter zu haben schien. Mittelgroß, lebenslustig, blickte er nicht allein mit Spott und schnellem Witz in die Welt, sondern auch jedem Menschen, der seine Nähe suchte, furchtlos in die Augen. Er trug einen hellbraunen englischen Schnurrbart, hatte immer ein Lächeln um die Lippen und schnitt mit einem Solingen-Taschenmesser, in dessen bräunlichen Horngriff Name und Gestalt des aufrecht stehenden Fürsten Otto von Bismarck eingestanz waren, seine selbstgedrehten Zigaretten in zwei Hälften, ehe er die eine Hälfte in eine flache und abgegriffene Silberdose mit schöner Graveurarbeit auf dem Deckel, die andere in ein Mundstück schob, das er aus Lindenholz geschnitzt hatte. Dies nahm er dann in einer Weise zwischen die Zähne, daß davon der Ausdruck fröhlichen Draufgängertums in seinem Gesicht noch unübersehbarer wurde. Ich hing sehr an Großvater, den wir dem Familiennamen nach den Hardt-Großvater nannten. An den Vater meines Vaters, den Hennerth-Großvater, behielt ich nur wenige Erinnerungen. Er starb, als ich fünf Jahre alt war. Ich hatte neben ihm gestanden, er hatte mich bei der Hand gehalten, und ich hatte das Aufzucken in seinen Fingern gefühlt, ehe er niederstürzte. Mein Leben hätte ich mir ohne den Hardt-Großvater nicht vorstellen können. Er nahm mich nicht nur auf den Butschetsch zu den Schafherden, Hunden und Hirten mit, sondern auch auf seine Streifzüge durch die endlosen Mischwälder der Karpatenvorberge. Diese begannen schon

hinter den letzten Häusern am Gemeinderand. Sie waren dicht und unwegsam. Wir streunten über die Lichtungen der Hügel zwischen der Idweg-Klamm und dem Törzburger Schloß unter dem Königstein, durch Windbrüche und Dickicht zwischen dem Burggrund und der Schulerau bei Kronstadt. Oft liefen wir drei Tage lang, ohne einer Menschenseele zu begegnen, nur vom Rausen der Tannen und vom Dämmerlicht unter den Laubkronen begleitet.

Dabei bückte sich Großvater von Zeit zu Zeit und riß ein Büschel Kräuter oder Gräser aus. Oder er strippte im Vorbeigehen eine Handvoll Blätter vom Zweig eines Strauchs. Er beroch und betrachtete sie, ehe er sie in die Zelttuchtasche schob, die ihm von der Schulter hing. Dazu sagte er: »Dies hier, Peter, ist der Ackerschachtelhalm. Im Backofen getrocknet und in kaltem Wasser eingeweicht, gekocht und durchs Sieb gepreßt, wirkt schon ein einziges Wasserglas täglich Wunder ...« Eine Viertelstunde später sagte er: »Die kleinen Wacholderbeeren helfen bei Kopfschmerzen und schwerer Verdauung. Mit einem Teelöffel von ihrem heißen Sud bringt sich ein schlapper Mann wieder auf die Beine.« Er lachte: »Fast wie mit Ingwer oder Chili.« Bei einer Mittagsrast unter den Buchen des Eisernen Berges machte er mich auf zwei Pilze aufmerksam, die dicht beieinander vor uns standen.

»Diesen da«, sagte er und zeigte auf einen fleischigen, rötlichen Schwamm, »kannst du essen, er heißt Ziegenbart, Clavaria ... Aber der Gifteufel daneben befördert sogar ein Pferd in die Ewigkeit.« Der Pilz sah aus wie ein dickes, entrindetes Stockende. »Die Gelehrten nennen ihn Amanita phalloides«, sagte Großvater mit hintergründigem Ernst, den ich bemerkte, mit dem ich aber nichts anfangen konnte.

»Was heißt das?« fragte ich.

»Hm«, brummte Großvater, »auf deutsch heißt der Kerl ›Todesengel‹.«

Und als Großvater einmal auf den Steilwiesen zwischen dem Hohen Rong und dem Verbrannten Stein, wo sich im Sommer das Sonnenlicht auf den Grünerlenbüschen im Gesumme der

Erdhummeln räkelt, eine Handvoll Taubnesseln in die Tasche steckte, sagte er: »Eine Kur mit dem Blütentee erleichtert den Frauen das Leben.« Ich wußte, daß er dabei an Großmutter dachte, eine leise Frau mit weichen Zügen und tiefschwarzen Haaren, wegen derer man sie nicht allein in der Familie »die Spanierin« nannte. Sie hatte fünf Kinder zur Welt gebracht und vier davon früh durch Krankheit, zudem ihre beiden jüngeren Brüder Johannes und Walter im Krieg 1914–1918 verloren. Sie entstammte einer reichen Familie, in der sie verwöhnt worden war. Davon und vom vielfach erlittenen Schmerz hatte sich bis ins Alter eine gewisse Wehleidigkeit erhalten. Großvater begegnete ihr immer mit Zuvorkommenheit.

Wenn wir nach den Streifzügen wieder daheim eintrafen, war die ausgebleichte Zelttuchtasche prall gefüllt. Großvater breitete die harten Kräuter, die weichen Gräser und Blätter auf dem Küchentisch aus, ordnete sie und band Stengel und Stiele mit den weißen Bindfäden, die Großmutter zurechtgelegt hatte, zusammen, bis sie nebeneinander gereiht und in Duftwölkchen gehüllt vor uns auf dem Tisch lagen. Niemals sagte er ein Wort, während die scharfe Stahlklinge des Solingenmessers durch die Stengel und Halme schnitt. Wenn ich ihm dann mit den hell- und dunkelgrünen Aromabündeln auf dem Arm in den dämmerigen Treppenaufgang zum Dachboden folgte, an dessen weißen Wänden schon einige Dutzend Büschel baumelten, erschien mir unsere Beschäftigung unterhaltsamer als jedes Gespräch. Die Büschel waren verwelkt und schütter, im Halbdunkel strömten sie eine Fülle erlesener Gerüche aus. Wir hängten die frischen Kräuterbündel dazu. Und sooft im Winter darauf Großmutter eine ihrer häufigen Migränen, meine Mutter einen Schnupfen, mein Onkel Oskar einen seiner Rheumaanfalle, mein Vater oder unser Nachbar Martin Eisendenk Schmerzen in den Kriegsnarben hatten oder eine Wöchnerin in der Nachbarschaft über Unpäßlichkeit jammerte, wurde Großvater gerufen. Er hörte sich den Krankenbericht an, holte Stiele, Trockenblüten oder -blätter aus seiner Sammlung und ließ einen Teeaufguß oder eine Mixtur

zum Auflegen machen. Selbst Onkel Oskar, der Tierarzt, fragte Großvater bei einem kranken Rind um Rat. Den Arzt Dr. Aristide Neguş, obwohl er gegenüber wohnte und mit Vater befreundet war, baten wir selten ins Haus.

Ich fragte Großvater: »Woher weißt du, was die Blätter und Kräuter im Menschen machen?«

Er lächelte mich an, hielt mir die nach oben gekehrten Handflächen entgegen und sagte: »Da – da drin liegt's. Es muß etwas von den Pflanzen in ihnen sein.«

»Von den Pflanzen in deinen Händen?« fragte ich verwundert.

»Ja. Und in den Pflanzen etwas von mir.«

»Von dir?«

»Anders ist es nicht zu erklären. Es gibt etwas, das zugleich in den Pflanzen und in den Menschen ist. Das verbindet uns.«

»Auch in den Tieren?« fragte ich nach einer Pause.

»Ja«, sagte Großvater, »auch in den Tieren. Wir sind alle miteinander verbunden.«

»Auch ich?«

»Auch du. Und weil das so ist, kribbelt's mir in den Händen, sobald ein Heilkraut in der Nähe ist. Auch bei giftigem, gefährlichem Gewächs. Beides liegt immer nahe beieinander. Allein die Dosis bestimmt, ob es das Leben oder der Tod ist.«

»Aber ich fühle nichts in den Händen«, sagte ich.

»Du wirst es lernen. In der einen oder anderen Weise.«

»Und wie?«

»Es liegt im ganzen Menschen. Du mußt es nur entdecken.«

»Auch in den Steinen?«

»Wir sind alle miteinander verbunden, die Steine bestehen ja ebenso aus Kieselsäure wie zu guten Teilen der Mensch. Und davon gibt es eine ferne Erinnerung in uns.«

»Woran erinnern sich die Steine?«

»An all das, was der Mensch vergessen hat. Wir müssen es nur wiederfinden.«

»Und wie?«

»Indem wir den Dingen Zeit lassen«, sagte Großvater, »wer's nicht tut, wird's niemals erfahren.«

Ich schwieg, weil mir eingefallen war, daß ich einmal, aus dem Elternhaus in der Brückengasse um die Ecke zu den Hardt-Großeltern in der Langgasse gelaufen, Großmutter allein im Lehnstuhl in der Fensternische ihres Zimmers sitzend angetroffen und sofort gewußt hatte, daß sie von einem ihrer Scherzanfälle heimgesucht war. Sie saß regungslos unter den Bildern ihrer gefallenen Brüder, von denen der jüngere, Johannes, den sie über alles geliebt hatte, wie seine Schwester schön und dunkelhaarig gewesen war. Sie sagte leise: »Ach, wenn Großvater endlich käme ...« Im selben Augenblick hatte ich draußen Großvaters eiligen Schritt gehört. Großvater war eingetreten und schnurstracks auf seine Frau zugegangen, als sei ihm unterwegs mitgeteilt worden, daß sie ihn brauche. Er war niedergekniet und hatte Großmutter die eine Hand auf die Stirn gelegt und ihr die andere in einer Weise vor den Leib gehalten, als suchte er mit ihr die schmerzauslösende Stelle. Wie von einem Magnet angezogen, hielt die Hand in der Bewegung auf einmal inne. Für einige Minuten war es still geworden im Zimmer. Ich hatte beobachtet, wie sich der gequälte Zug in Großmutters Gesicht nach und nach löste. Dann hatte sie tief aufgeatmet, ihren Mann kurz angelacht und sich erhoben ... Er fühlt nicht nur, was in den Pflanzen ist, dachte ich jetzt, er fühlt auch, was im Menschen vorgeht.

Den Weg auf der durchs Weidenbachtal führenden Steinstraße legte der goldglänzende Betyar jedesmal in scharfem Trab zurück. Mit feinem Hämmern in den Rädern flog die gutgefederte Kutsche über die Straßendecke. Dabei wuchs das mächtige Butschetschmassiv eine Zeitlang immer höher vor uns empor, ehe es hinter den Vorbergen verschwand. Bei der Elektrischen Zentrale – wie das Stromturbinenwerk im Waldkessel am Fuß der steilen Bergwälder hieß – brachte Großvater Betyar und Kutsche unter.

Im Schatten unter den Tannenhängen gelegen, die sich von hier bis in die Felswände emporzogen, war der Waldkessel ein seltsamer Platz. Durch die nahen Engschluchten, in denen der

Modergeruch umgestürzter Buchen und Föhren lagerte, hatten einst von hier aus die verborgenen Schmugglerpfade und Schleichwege über die Grenze des alten Habsburgerreichs und danach des Ungarischen Reichs in die rumänischen Donauländer im Süden hinüber- und aus ihnen herübergeführt. Jahrhundertlang hatten Waldläufer mit Beutegut aller Art das Gebirge überquert. Ganze Viehherden waren von den Almen und Wiesen der siebenbürgischen Seite verschwunden und nie wieder gesehen worden. Immer hatten die Spuren über die Berge südwärts gewiesen. Doch selten war im unwegsamen Gelände den Grenzposten ein Fang geglückt. Und mehr als einmal hatten die Soldaten einen ihrer Kameraden mit durchschnittener Kehle, mit eingeschlagener Schädeldecke an einen der Grenzsteine gelehnt oder an einen Tannenstamm gefesselt gefunden, wie zum Hohn ein Moosbüschel oder einen Strauß Glockenblumen im Mund. Wer hier ging, spürte etwas vom Geheimnis des Dickichts – bei jedem Schritt durch die hüfthohen Farne und Pestwurzblätter, über den sabbernden Brei vorjähriger Laub- und Nadelschichten teilte es sich mit.

Eben an der Stelle, wo früher die Schmuggler-, Mörder- und Flüchtlingspfade aus all der grünen Düsternis heraus- und wieder in sie hineingeführt hatten, stand jetzt das einsame Turbinenwerk. Und noch Jahre, nachdem im Gefolge des Ersten Weltkriegs die Grenze verschoben und Siebenbürgen dem rumänischen Königreich an der Donau zugeschlagen worden war, zog der Platz die Wilderer, Fallensteller, Pferdehändler, Waffenkäufer und -verkäufer und die vagabundierenden Beerensammler genauso an wie ehemals. Die alten Geister waren wirksam geblieben, und den vom Lärmen der Wildbäche erfüllten Ort umwitterte die Ahnung unheimlicher Vorgänge, auch wenn weit und breit niemand zu sehen war – außer vielleicht einem ahnungslosen Mann, der sich zu einem Schläfchen im Schatten der mächtigen Blutbuche ausgestreckt hatte, die mitten auf der von Wald umgebenen Wiese stand.

Diese Blutbuche galt als das Wahrzeichen des Orts. Sie war der einzige Baum auf dem Wiesengrund. An ihrem Stamm lagerten nur Fremde und unkundige Landfahrer. Die schwarzroten Blätter der Krone hoben sich in ständig wechselnden Farbtönungen von der Umgebung ab, die kräftigen unteren Äste reckten sich in Mannshöhe so weit hinaus, daß sich das Halblicht unter ihnen zur schattigen Unterkunft verdichtete. Einmal war ich zu dem Baum hingelaufen, angezogen von seiner Abgeschiedenheit, als hätte er mich beim Namen gerufen. Ich hatte eine Zeitlang lauschend vor dem Stamm gestanden. Doch als ich über die untersten Äste hinaufgeklettert war, hatte mich Großvaters Stimme erreicht – scharf, wie ich sie noch niemals gehört hatte. Den Baum sofort zu verlassen, sofort, hatte sein Befehl gelautet.

Bis Großvater dann die paar Männer begrüßte, die im E-Werk beschäftigt waren, lief ich durch die Turbinenhalle, vom langen, aschblonden Erwin dazu eingeladen, einem Sachsen aus Wolken-dorf, der die Maschinen wartete. Erwin erklärte mir, wie das von den Bergen in drei dicken Rohren herabschießende Wildwasser auf die Laufräder geleitet wird und diese mit der Kraft seines Aufpralls in Bewegung setzt, und wie aus der Umdrehung elektrischer Strom entsteht, der dann von hier über die Kabelleitungen in alle dreizehn Gemeinden des Burzenlands hinausgeschickt wird. Er sagte: »Das erste E-Werk weit und breit. Dein Hennerth-Großvater hat es gegründet. Sein Bild hängt in der Kanzlei.«

Der Mann mit der pockennarbigen Nase winkte mir und führte mich auf einer Eisenleiter unter die Halle hinab – in einen erleuchteten Raum zu einer gerade stillstehenden Turbine. Er erklärte mir, daß sich hinter dem Metallgehäuse mit den vielen Nietköpfen ein solches Rad befinde. »An dem Rad«, sagte er, »hört der Bach auf, sinnlos durch die Gegend zu fließen. Verstehst du? Von hier ab ist er in unserer Hand. Wir machen mit ihm, was wir wollen. Verstehst du? Ein Rad wie dies genügt dazu. Verstehst du?« Der Mann im blauen Drillichzeug mit dem Öllappen in der Hand kam nicht los vom Machtgefühl, das ihm sein Laufrad gab. Daß er immer »Verstehst du« sagte, ärgerte mich, und ich ant-

wortete: »Und wenn kein Wasser mehr kommt? Was machst du dann?«

Er sah mich fast zornig an und rief: »Da war dein Hennerth-Großvater aber anders! Der hat dies E-Werk gegründet und eine Bank und die Feuerwehr! ...«

Ich war froh, als ich wieder draußen im Sonnenlicht stand und den unbehelligt durch Düsen und Radschaufeln hindurchgerauschten Bach aus dem Werkkanal schäumen und zwischen die Saalweiden und Haselnußsträucher hineinschießen sah.

Jeder hier kannte Großvater – die paar deutschen und rumänischen Mechaniker und die Zigeunerinnen, die mit Schwarzbeeren und scharlachroten Erdbeeren in Behältern aus Fichtensrinde zwischen den Tannen hervor auf die Wiese traten. Es war eigenartig, daß jedesmal, wenn wir hier eintrafen, binnen kurzem Gestalten auftauchten, die vorher nicht zu sehen gewesen waren. Doch ganz natürlich erschien mir, daß Großvater all die Leute kannte. Nicht nur mit den jüdischen Waldmaklern, die ihm nach Ritualen stundenlangen Feilschens die Wolle seiner Schafe abkauften, auch mit dem versoffenen Wildheger Ilarie sah ich ihn ins Gespräch kommen, mit den stillen rumänischen Hirten, die plötzlich am Waldrand standen, und den drei Szeklern aus den Hargitabergen in den Ostkarpaten, die, wie er mir sagte, als Erbauer von Blockhütten den reichen Deutschen im Burzenland ihr Können anboten. Immer sah es aus, als kenne Großvater all diese Menschen seit eh und je. Und da er ein in der Welt herumgekommener und mitteilvoller Mann war, unterhielt sich jeder gerne mit ihm, gleichviel ob er mit dem Kesselflicker, Jagdtreiber, Teppich- und Kleiderhändler Midi Bubu, dem Zigeuner, von dem es hieß, er sei der Nachfahre der einstigen Scharfrichter von Kronstadt, einen pfeffergewürzten Apfelschnaps trank und zugleich Bubus frecher Frau Lina die Hand zum Wahrsagen hinhielt, oder ob er mit dem kugelrunden rumänischen Popen Agapie aus Sohodol über eine Anekdote lachte, die Ehrwürden über des Königs schöne Geliebte Hélène Lupescu erzählt hatte. Auch nicht, wenn er wenige Stunden später oben im Malaeschter Tal mit Bade Licu

und dessen sieben Söhnen umständlich über die Schafschur und den Transport der Wolle redete, den »nach der bevorstehenden herbstlichen Halbschur«, sagte er zum Obersenn, »wie schon in all den Jahren der Ioan Garugan mit dem buckligen Sohn und den zwölf Mauleseln machen« würde. Zur zweiten, kleineren Herde, die im westlich benachbarten Ziganeschter Tal weidete, ging er dann ohne mich. Ich blieb bei den Licu-Männern.

Bade Licu kannte ich, so weit ich mich zurückerinnerte. Jedesmal noch bevor ich in seine Nähe kam, meinte ich, die Gerüche in der Nase zu haben, die von ihm und seinem Umhängepelz ausströmten – ausgreifende schwere Duftschwaden: gegorene Schafmolke, Rauch von glosenden Tannenscheiten, der Geruch von Fichtenharz, von Käse allerlei Art, von Gebirgserde und verfilzten Pelzzotteln. All dies nistete bei jeder Wetterlage auf neue Art in dem knöchellangen Merinoschaffellmantel. Unbewegt stand Bade Licu bei Regen und Frost in dem Fellungetüm am Waldrand unter dem Malaeschter Tal, auf dem windigen Kamm des Ziganeschter Höhenzugs oder in den häufigen Gewitterregen hinter einem Felsvorsprung der Bukschoiwände. Doch nicht allein die Berg- und Waldgerüche saßen in dem Pelz, fremdartig roch er auch nach der Donausteppe, nach den »saivane«, den Winterställen der Schafe, wohin die Hirten bei einfallendem Herbst die Tiere trieben, wie Gordan mir einmal erzählt hatte, ja er roch sogar nach dem Strom, nach dem Schilf und den Weidenurwäldern im gewaltigen Delta. Bade Licu schlief in dem Pelzmantel neben den Flammen in allen Hütten und unter freiem Himmel, er wischte sich, sooft er sich mit dem gegen die Nase gedrückten Daumen geschneuzt oder sich gewaschen hatte, die Finger an ihm ab, er reinigte das breitschneidige Abhäute- und das Blatt seines Hackmessers an ihm, und er schlug mit ihm die Flammen nieder, bevor er die Hütte verließ. An Bade Licus Brust gepreßt, habe ich in dem kruseligen Urmantel viele Nächte meiner Kindheit geschlafen, eingetaucht in seinen Zottelkosmos, in dem Tag und Nacht einander glichen wie in den Ewigkeiten vor Schöpfungsbeginn. Vielleicht waren es die glücklichsten Nächte meines Lebens.

Denn sobald Großvater seine Angelegenheiten mit den Hirten hinter sich hatte, er vom guten Zustand der Herden, vom ordentlichen Schuhwerk und der Sauberkeit der acht Männer überzeugt war und danach in deren Gesellschaft ein Gläschen von dem zugleich eiskalt wie feuerheiß zubeißenden Rachi, einem Branntwein aus Rosinen, getrunken hatte, machte er sich wieder talwärts auf den Weg. Ich aber blieb bei den Hirten und Herden, bei den Hunden und Hütten im Hochgebirgstal zurück. Die Gebirgswände des Bukschoi auf der einen, die des Ziganescht auf der anderen Seite, überallher der Felsgeruch und die Aromen der Krüppelkiefern und Hochgebirgsgräser, das Blöken der Lämmer und Schafe ringsum, die großen Hütehunde – für die Dauer eines herrlichen Sommers war dies meine Welt. Schon am zweiten Tag meinte ich, seit jeher hier gelebt zu haben.

Die Hirten hatten keine Zeit, sich mit mir zu beschäftigen. Ab und zu schrie einer von ihnen langgezogen meinen Namen, wenn ich im Gestrüpp des Latschengewächses hinter der Blockhütte verschwunden war oder mich zu weit in die Abstürze der Bukschoiwände hineingewagt hatte. Im übrigen aber mußte ich zupacken, wann und wo immer ich gebraucht wurde. In den Nächten kauerte ich an Bade Licus Brust im Duftgehäuse seines Pelzes, den Blick, solange ich nur konnte, auf die verglühenden Tannenscheite und Wurzelstrünke in der Ecke des großen Wohnraumes der Sennhütte gerichtet; rubinrote und silberne Schatten zuckten ununterbrochen über die Hölzer. Alle neun schliefen wir auf dem Tennenboden, in die Schaffellmäntel gehüllt, jede Sekunde zum Aufspringen bereit, wenn die Hunde Alarm schlagen würden. Schon im ersten Sommer, den ich bei den Hirten oben verbracht hatte, war es dazu gekommen – in der Julinacht, die in den Jahren danach jedesmal von neuem die Sehnsucht nach den Licu-Männern wie ein Fieber in mir ausbrechen ließ. Da war der Bär in die Herde eingebrochen.

Um Mitternacht hatte plötzlich das Hundegebell durchs Hochtal gegellt. In dutzendumfacher nachhallendem Echo stiegen die Schreie der Hirten über dem verängstigten Geblöke empor, als ich

aus dem Schlaf gerissen wurde. Ich sah Bade Licu aus der Hütte stürzen. Ich rannte ihm nach. Ich erkannte Gordan, der mit einem brennenden Scheit in der Hand seinen Brüdern voran die Flanke des Ziganescht hinaufstürmte. Dort, an der höchstgelegenen Stelle des Geheges, war der Bär gegen den Wind in die Herde eingedrungen. Ich hatte mich von Bade Licus Hand freigerissen und war den sieben hinterhergerannt. Der Alte blieb bei den unruhigen Eseln zurück. Im Laufen sah ich, wie Gordan inmitten der zehn angreifenden, den Bären umkreisenden und anspringenden Hunde auf das Raubtier einschlug. Bei jedem Hieb mit dem brennenden Holzsplit stoben die Funken zu einem feurigen Sprühregen auseinander, der über Gordan und dem Bären niederging. Wie der Hirte ausholte und bald von oben, bald seitlich zuschlug, sah es wie ein Fackeltanz aus, den dort Mensch und Tier unter dem Nachthimmel miteinander tanzten, als hielten sie sich umfaßt und drehten sich tanzend durchs Fackellicht. Und nach einem Feuerregen sah es erst recht aus, als auch die Brüder oben angekommen waren und sich schreiend ins Kampfgetümmel geworfen hatten. Der Bär, von Menschen und Hunden eingekreist, gab nicht auf. Immer wieder wuchs er auf der Hinterhand über seine Angreifer empor. Er traf zwei der Hunde, die aufjaulend meterweit zur Seite flogen. Jeder der blitzschnellen Prankenhiebe hätte einen der Fackeltänzer das Leben kosten oder ihm schwere Blessuren beibringen können.

Bade Licu hatte bei dem Kampf nichts zu bestellen. Ihm war nur noch übriggeblieben zu beobachten, wie seine sieben Sprößlinge bestehen würden. Und die schrien die schauerlichsten Flüche aus sich hinaus. Sie beschworen die toten Ahnen und riefen die Vorväter und Urmütter zum Beistand herbei. Immer wieder erkannte ich im funkensprühenden Auf- und Niederfahren der Glutscheite die Gestalt Gordans und die schattenhafte Erscheinung des Tieres. Das Tal rauschte von den Schreien, vom heiser zerbrechenden Hundegebell, vom Jammern der Schafe. Und auf einmal war durch die Schreie und das Tiergezeter hindurch ein Aufbrüllen zu hören, das mir durch Mark und Bein ging – der Bär.

Ich war den Hang hinaufgelaufen. Ich hörte Gordan, während er das brennende Klafferholz mit beiden Händen nach dem Bären schlug, keuchen: »Bestie afurisită, mi-ai gonit-o pe Cora!«, »Verfluchte Bestie, du hast mir Cora verjagt!« Ich sah sein vom Kampf entstelltes Gesicht und das Weiß seiner Zähne. Hatte er »Cora« gesagt? Doch ehe ich's dann recht begreifen konnte, war das Ganze von einem Augenblick auf den anderen vorbei. Die Nacht stand mit ihrem Schweigen wieder über dem Hochtal, nur die Hunde waren weit entfernt zu hören; sie hetzten den Bären und ließen das Tal nicht zur Ruhe kommen. Die Brüder kamen zwischen den Steinen den Hang herab auf mich zu.

Gordans Gesicht glühte im Licht des Scheits, das er in der Hand hielt. Im Gehen hob er mich mit einem Arm hoch und trug mich bis zur Blockhütte, wo sein Vater zwischen den erregten grauen Eseln wartete. Das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich wieder in die Höhle des Zottelmantels an Bade Licus Brust kroch, in die Nachtstille lauschte und ins Glutnest der Feuerstelle starrte, ehe mich der Schlaf übermannte.

Am Tag nach dem Überfall des Bären feierten die Hirten ihren Sieg. Als sie in den letzten Sonnenstrahlen die Schafe im Gehege gemolken und die Esel an die Blockhütte gebunden hatten, nutzten sie, während im schwarzen Eisenkessel über der Feuerstelle in der Hütte das Wasser für die »mamaliga«, den Maisbrei, kochte, die freie halbe Stunde. Der blonde siebzehnjährige Filip hatte sich ein Stück Tannenborke zwischen die Handflächen geklemmt und eine Melodie zu pfeifen und zu flöten begonnen. Dragomir, der Schnelle, Kluge mit den breiten Backenknochen, hatte mit der Zunge geschnalzt, er war aufgesprungen und hatte angefangen, die Rhythmen auf den Boden zu stampfen. Aron und Bogdan, die kraushaarigen, die ältesten und ruhigsten der Brüder, waren ihm auflachend gefolgt. Gordan, der Dunkle, Adlernasige gesellte sich als nächster dazu – mit einem Sprung setzte er über die Steinblöcke nahe der alten Feuerstelle an die Seite der Brüder. Gordan, dachte ich, Gordan, der mit dem Bären redet. Wer ist Cora? ... Dann tanzten sie, so wie sie mit dem Bären gekämpft hatten,

indessen Filip die Tonkaskaden aus dem Borkenstück sprudeln und wirbeln ließ, daß es eine Freude war. Mit zurückgeworfenem Kopf fegte Constantin wie ein Kreisel um seinen Bruder Emil herum, der ihn mit schrillen Rufen anfeuerte. Sie tanzten eine halbe Stunde lang ohne Unterbrechung. Der Schweiß rann ihnen über Gesicht, Brust und Nacken. Sie schrien, piffen und lachten. Bade Licu, im Zottelmantel zum Denkmal erstarrt, sah aus schmalen Augen der wildgewordenen Männertruppe zu, bis ihn die Sieben in ihren Kreis einschlossen. Ich sah das Lächeln in seinem braunen Knittergesicht, als er sich mit gemessenem Schritt langsam um sich selber zu drehen begann, darauf bedacht, dem Ungestüm der Söhne das Maß seiner Reife entgegenzuhalten.

Als wir nachher vor der Blockhütte im Kreis auf der Erde und auf den Steinen saßen, schlugen sich die Licu-Männer das Kreuz vor der Brust, ehe sie zu essen begannen. Sie murmelten im Chor: »Herr, hilf!« Und wie immer mußte ich nachher mit dem schweren Kessel zum Bach hinunterlaufen und ihn mit einem Holzstück, mit Sand, Gras und Moos sauberschrubben. Jedesmal wurden mir dabei die Hände klamm vom kalten, glasklaren Wasser, das über die glattgescheuerten Felsbuckel talwärts lärmte.

Am engsten hatte ich mich mit Gordan angefreundet. Er war der schweigsamste unter den Brüdern. Wie sie war er von ungewöhnlicher Körperkraft, wie keiner von ihnen kletterte er ins steile Gestein und holte ein Lamm herunter, das sich verstiegen hatte. Einmal sah ich ihn eine Schwarze Kreuzotter mit blitzschnellem Griff hinter dem Kopf packen und gegen die Felsen schleudern; und unvergessen blieb mir, wie er einem Steinadler ein Gemsenkitz abjagte, als sich der Raubvogel mit der Beute schwerfällig erhob. Er konnte wie kein zweiter allein mit der Schafherde umgehen. Er stand unbewegt auf seinen schulterhohen Stock gestützt in Sonne, Wind und Regen. Wie aus dem Boden gewachsen aber tauchte er jedesmal dort auf, wo Hunde und Leithammel im gefährlichen Hochgebirgsgelände drauf und dran waren, Weg und Führung zu verlieren.

Einmal war ich zusammen mit ihm in die steilen Hochalmen am Ende des Malaeschter Tals hinaufgeklettert; die Herde war in der Obhut der Hunde zurückgeblieben. Wir waren unter den Felsen immer höher gestiegen, und ohne zu verstehen, was Gordan vorhatte, folgte ich ihm, dazu aufgefordert, hinter Steinblöcke und Felsvorsprünge geduckt. Ich war außer Atem und schweißnaß, als er mich mit einem Zeichen zur Vorsicht mahnte und zu sich heranwinkte. Erst als ich neben ihm im Gras lag und im Schatten der Felsen die drei Schneefelder vor mir sah, begriff ich seine Absicht: Von unten, aus der Talsohle, hatte er das am Rand der Schneeflächen ruhende Gemsenrudel gesehen.

Wir waren den Tieren so nahe, daß ich den schwärzlichen Aalstrich auf ihrem rot- und gelbbraunen Fell erkannte. Flüsternd zählten wir zweiundsiebzig Tiere. Während die älteren fast regungslos auf den Grasbüscheln zwischen den Steinen lagen, spielten die Kitzen auf den abschüssigen Hängen; sie rodelten mit gestreckten Vorder- und eingeknickten Hinterbeinen durch den Firn hinab, sie sprangen und hüpfen im Kreis, überschlugen sich, trudelten talwärts und fingen sich mit herumgeworfenem Körper wieder auf. Ein einziges Tier stand. Es war, wie mir Gordan zuflüsterte, der Leitbock des Rudels. Er stand wie aus Bronze gegossen. Nur der emporgereckte Kopf bewegte sich ruckartig bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Manchmal blickte er minutenlang in unsere Richtung. Wir lagen wie erstarrt, ehe er dann wieder nach einer anderen Richtung Ausschau hielt, das hakenartig nach hinten gekrümmte Gehörn gleich dunklen Messern über sich.

Da löste sich durch eine Bewegung Gordans der halbmeterhohe Steinblock, gegen den wir uns gelehnt hatten. Auf dem Abhang kam er ins Gleiten, stieß gegen einen zweiten großen Stein, den er mitriß – und in wenigen Sekunden rauschte und prasselte eine Geröll-Lawine zu Tal. Die nahen Wände über uns warfen das Brausen und Knallen als Donner zurück. Wir hatten der polternden Schutt- und Steinmasse nur eine Sekunde lang nachgeblickt, dann waren wir aufgesprungen. Einen kur-

zen, bellenden Pfiff ausstoßend, der wie ein Kommandoschrei klang, war der Gemsbock mit wenigen Sätzen geradewegs auf die Felswände zugestürmt, das Rudel in prasselnder Kavalkade hinter sich. Obgleich das Tal hier oben von Wänden verstellt war, wählte der Bock den Weg in die Höhe. Die drei, vier Monate alten Kitzen zwischen sich, flogen die Tiere in Kehren, dann wieder in kerzengerade nach oben führenden Sätzen durch die Wände hinauf, ohne Abweichung hinter ihrem Anführer her. Es sah aus, als würden sie von einer unsichtbaren Kraft über die Gesimse und Kanten in die Höhe gesaugt. Das knatternde Wirbeln des Hufschlags der über uns durch den Fels in langer Reihe himmelan schnellenden gelbbraunen Tierleiber hatte etwas Unwirkliches. Nach einer halben Minute war das Rudel auf dem Kamm des Höhenzugs angekommen und dahinter verschwunden. Ein letztes Nachhallen aus dem Fels – dann hörte ich Gordan in der Stille neben mir tief aufatmen. In weiten Sprüngen, schreiend, pfeifend, singend, begann er über die Steilhalden hinabzulaufen. Ich blickte ihm nach und dachte: Hat er eines der weißen Lämmer Cora getauft, da er sie alle mit Namen anredet und ruft? Oder hat er einer der Gemsen den Namen Cora gegeben? Wer ist Cora?

Wann immer er Zeit hatte, schnitzte Gordan mit einem seiner fünf verschiedenen großen Doppelklingen-Taschenmesser, die ihm Großvater geschenkt hatte, an einem Stück Holz. Bald war es der Wurzelarm einer Kiefer, bald das Borkenstück eines umgestürzten Tannenstamms, dann wieder ein dicker Haselnußast, aus dem er Gesichter, Gestalten, verschlungene Liniengebilde oder blumenähnliche Rosetten herauskerbte und -schälte. Überall in der Sennhütte standen und hingen die Holzstücke, die in seinen Händen zum Leben erwacht waren. Ja, selbst draußen vor der Hütte und auf den Hochalmen begegnete man seinen in die Erde gerammten Stöcken, von denen einen das Gesicht eines Spatzvogels, eines Engels oder eines Tieres anschaute. Seinem Vater und seinen sechs Brüdern hatte er in die Bergstöcke, die sie an sich nahmen, sooft sie ins Gelände hinausgingen, die kunstvollsten Verzierungen eingeschnitzt.

Eines Tages hatte Gordan auch mir einen Stock geschenkt.

Ohne ein Wort zu sagen, hatte er ihn mir mit ausgestrecktem Arm gereicht und mir zugenickt, als ich gezögert hatte, danach zu greifen. Wir saßen auf einem hausgroßen Felsblock oberhalb der letzten Krummholzföhren. Die Sonne schien warm. Über dem Bukschoi schwebten in großer Höhe ein paar gekräuselte Federwolken. Die Schafe weideten einen Steinwurf entfernt auf den steilen Graszungen, die sich schmal bis zu uns heraufzogen. In den leichten Windstößen war manchmal das Bimmeln der Glöckchen am Halsband des Leithammels zu hören. Unten in der Talsohle sahen wir die Sennhütte. Ich erkannte die Esel, die im Gras davor lagen. Gordan schnitzte an einem Wurzelast aus Buchenholz; es sah aus, als beginne sich ein Tiergesicht mit zurückgebogenem Geweih aus dem Holz herauszuheben.

»Woher weißt du«, fragte ich Gordan, der vor mir saß, »wie das Gesicht aussehen soll, das du ins Holz schneidest?«

Ohne die Arbeit zu unterbrechen, schüttelte Gordan den Kopf und sagte: »Ich weiß es nicht.«

»Und wieso kannst du es dann schneiden?« fragte ich.

»Ich schneide eben«, sagte er, »immer so, wie das Holz will.«

»Wieso, wie das Holz will? Das will doch nichts.«

»Wenn ich schneide«, sagte er, »fühle ich, was es will.«

Ich sah ihn an. »Sag einmal«, fragte ich, »redest du mit dem Holz?«

Er lachte. »Manchmal. Hast du es gemerkt? Du hast mich be-
lauscht.«

»Nein«, sagte ich, »aber wenn das Holz etwas von dir will, muß es dir das doch sagen.«

Er schüttelte wieder den Kopf. »Das Holz«, sagte er, »hat eine andere Sprache als wir.«

»Hörst du sie?«

»Nein«, sagte Gordan, »das heißt, wenn ich die Augen schließe, dann – dann ... Aber frag nicht soviel. Du fragst zuviel.«

Ich schwieg eine Zeitlang, dann sagte ich: »Nur die Zauberer können mit dem Holz reden. Bist du ein Zauberer?«